

Jürgen Kocka: Geschichte des Kapitalismus.

C. H. Beck, 2013

Wenn „einer der weltweit führenden Experten für das Thema [. . . und] bedeutendsten Sozialhistorikern unserer Zeit“ (Verlagstext), der renommierte Leibnitz- und Holberg-Preisträger mit dem Verdienstkreuz erster Klasse, eine „Geschichte des Kapitalismus“ vorlegt, dann stellt er sich damit, ungeachtet des Miniaturformates des 144-Seiten-Büchleins, unausgesprochen in eine Reihe mit den auf den allerersten Seiten herbeigerufenen Autoritäten Werner Sombart, Max Weber* und Joseph A. Schumpeter, wogegen sicher nichts zu sagen ist – nur, dass es eben deutlich macht, dass dieses untertitellose Werk keineswegs als aphoristische Fussnote gemeint ist. Wird er diesem selbstgestellten Anspruch gerecht?

1902 erschien Werner Sombarts großes Werk „Der moderne Kapitalismus“, das entscheidend zur Einbürgerung des Begriffs beitrug. Seitdem nahm die sozialwissenschaftlich-historische Literatur rasch zu, die sich mit Theorie, Geschichte und Gegenwart des Kapitalismus befasste [. . .]

Insgesamt: Der Begriff entstand aus dem Geist der Kritik und der Perspektive des Vergleichs. [. . .] Doch gleichzeitig diente er der wissenschaftlichen Analyse. Diese Doppelfunktion machte ihn den einen suspekt, den anderen umso interessanter. Die beiden Funktionen konnten, aber mussten sich nicht im Weg stehen. Das gilt bis heute. (p. 8 f.)

Das wichtigste . . .

Worin besteht die „Theorie“ des Kapitalismus? Welche Schrift begründet ihn? Inwiefern ist er ein „-ismus“, also ein theoretisches Konstrukt? Angegriffen wird er stets nur in seinen vermeintlichen Folgen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, nicht in seiner theoretischen Fundierung. Welches ist sein Wert als Begriff der wissenschaftlichen Analyse, wenn der Begriff im ganzen Werk völlig theorielos daherkommt und erst auf Seite 20 eine „Arbeitsdefinition“ gegeben wird, die sehr wohl die Marktwirtschaft beschreibt, nichts aber mit den spezifischen Formen wie Kaufmannskapitalismus, Agrarkapitalismus, Industriekapitalismus, Managerkapita-

* dessen Thesen zur Arbeitsethik er politisch korrekt abtut:

[Max] Weber saß bei der Beurteilung der Kapitalismusfähigkeit nicht-westlicher Zivilisationen, etwa der islamischen Gesellschaften, manchem Vorurteil auf und fußte auf einem Forschungsstand, der nach einem Jahrhundert selbstredend überholt ist. (p. 14)

Wie banal-wahr, der veraltete Forschungsstand, und welcher veralteter Forschungsstand, die Kritik der mangelnden Kapitalismusfähigkeit „etwa der islamischen Gesellschaften“ ein Vorurteil zu nennen. Dazu neuestens Nicholas Wade: *A Troublesome Inheritance. Genes, Race and Human History*. New York 2014

lismus und Finanzkapitalismus zu tun hat, die allesamt Ausprägungen staatlicher Machtausübung sind.

Das [nämlich die Dynamik der Klassenkämpfe] war nach Marx die Bedingung der Revolution, die, vom Proletariat getragen, das System des Kapitalismus abschaffen werde, zugunsten einer anderen, nämlich sozialistischen oder kommunistischen Alternative, auf deren nähere Beschreibung sich Marx allerdings nicht einließ. (p. 11)

– ebensowenig, wie Kocka sich auf die Theorie des Kapitalismus einlässt, möchte man mit Blick auf ein Literaturverzeichnis sagen, das auf Namen wie Menger, Böhm-Bawerk, Mises, Rothbard, gar Hoppe, oder auch nur Hayek verzichtet.

John Maynard Keynes [. . .] sah in ihm [dem Kapitalismus] „animalische Triebe“ („animal spirits“) am Werk [. . .] Dieses Urteil des mit dem Geschäftsleben seiner Zeit besten vertrauten, scharfsinnigen Spitzen-Ökonomen [sic!] weist auf die durch Emotionen zu schließenden Lücken in der Zweckrationalität des Kapitalismus hin. Die Kritik am Finanzkapitalismus nach seiner bisher letzten großen Krise seit 2008 griff darauf zurück. (p. 17)

Nicht die Zwecke unterliegen der Rationalität, sondern die Zuordnung knapper Mittel zum Erreichen ebendieser Zwecke oder Ziele erfolgt nach einer, wenn auch ggf. irregeleiteten oder irrigen, rationalen Abschätzung der Zweckdienlichkeit und Knappheit verfügbarer Mittel. Dies nicht erkannt zu haben, macht Herrn Keynes offenbar zum Spitzen-Ökonomen.

Auf Seite 20 dann seine im wesentlichen richtige und vollständige „Arbeitsdefinition“ des Kapitalismus:

Erstens beruht Kapitalismus auf individuellen Eigentumsrechten und dezentralen Entscheidungen. Diese Entscheidungen führen zu Resultaten, sowohl Gewinnen als auch Verlusten, die Individuen zugeschrieben werden. [. . .]

Zweitens findet im Kapitalismus die Koordinierung der verschiedenen wirtschaftlichen Akteure vor allem über Märkte [. . .] statt. Das „zur Ware werden“ [. . .] setzt Arbeitsteilung und Geldwirtschaft voraus.

Drittens ist Kapital grundlegend für diese Art des Wirtschaftens. Das impliziert die Investition und Reinvestition von Ersparnissen und Erträgen in der Gegenwart im Streben nach Vorteilen in der Zukunft.

Allerdings taucht im „Zuschreiben“ von Gewinnen und Verlusten eine als höher gedachte Macht auf, die auch anders kann und tatsächlich in die „Koordinierung der verschiedenen wirtschaftlichen Akteure“ nach Opportunität eingreift, natürlich aus ihrem „höheren“ Blickwinkel und völlig überraschenderweise in ihrem eigenen materiellen und ideellen Interesse. Dies so theoriefrei zu sehen entspricht dem

Standpunkt des Historikers, der beschreibt, was ist – und eben dadurch in unscharfe Begriffe gerät wie unmittelbar danach, wo Kocka die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit einerseits ganz richtig als Tauschbeziehung nach Marktprinzipien begreift, andererseits aber ein „asymmetrisches Herrschaftsverhältnis“ des Kapitals gegenüber der Arbeit sehen will – als könne es ein symmetrisches Herrschaftsverhältnis geben und als wäre Herrschaft nicht geradezu das Gegenteil von Markt und Kapitalismus, nämlich all das, was als Staat und Macht die Freiwilligkeit des Austausches unter Teilnehmern des Marktes unterdrückt.

Ein wenig kryptisch lässt der Historiograph der Arbeiterbewegung Kocka uns an seinem Traum partizipieren (p. 22), wobei wir uns der „Doppelfunktion“ des Begriffs „Kapitalismus“ als wissenschaftlicher Kampfbegriff erinnern:

Als Idealtypus könnte der Begriff [des Kapitalismus gemäss seiner Arbeitsdefinition] auch auf die Erschließung von Wirklichkeiten angewandt werden, die in *abnehmendem Masse* kapitalistisch strukturiert sind. Vielleicht gibt es die ja in Zukunft. [Betonung im Original]

. . . zuletzt

Es hing mit dem Ende des Bretton Woods-Systems der internationalen Währungsregulierung und den drastischen Ölpreissteigerungen der 70-er Jahre, der einsetzenden Deregulierung und einer gewissen De-Industrialisierung in einigen westlichen Ländern zusammen, dass es zu einer raschen Ausdehnung und Aufwertung des Finanzsektors kam [. . .]. (p. 93)

Dies bleibt der einzige Hinweis en passant auf die Rolle der staatlich getätigten und kontrollierten direkten und indirekten Geldemission. Selbst im Schlusskapitel „Markt und Staat“ sucht man vergebens nach einer auch nur cursorischen Würdigung der Rolle des Geldsystems, das immer wieder zu Zwecken der Machtausweitung und Machtsicherung durch Kriegsführung und demokratisch-wohlfahrtsstaatlichen Stimmenkauf in Dienst genommen wurde und dem 1971 durch das einseitige „Schliessen“ des schon stark verengten und vergitterten „Goldfensters“ die letzte Kraft zur Selbstregulierung des Weltmarktes genommen wurde: Seither ist Geld nur noch eine rein fiktionale Grösse, deren Funktionieren ausschliesslich auf dem Vertrauen der Papiergeldjongleure, nämlich der Staatsfinanziers des Finanzsektors, auf zukünftigen fortgesetzten Massen-Diebstahl an Realwerten beruht, den machtbestrebte Schuldenstaaten eben mit ihrer Hilfe im System von staatlichen Zentralbanken und staatlich beaufsichtigten Geschäftsbanken an produktiv Arbeitenden und an Sparern begehen. Ermöglicht wird diese systematische Kapitalvernichtung in privater Hand durch den Annahmepflicht für dieses ohne Gegenwert aufgeblähte Papiergeld, womit die Wertaufbewahrungsfunktion des Geldes, schon gar auf lifetime-Perspektive, ad absurdum geführt wird. Schierer Zwang und intellektuelle Hegemonie des Etatismus hindern die Wirtschaftssubjek-

te, sich gegen diese systematische Enteignung zu wehren, und Kocka trägt zur intellektuellen Konfusion bei, wenn er als Historiker den Raum des Gewesenen mit dem des Möglichen verwechselt und z. B. erklärt, dass „jegliche Form von Kapitalismus“ von einer „gewissen institutionellen Ausdifferenzierung von Markt und Staat, Wirtschaft und staatlicher Politik“ abhängt.

Kocka wird hier systematisch und sieht die Legitimationsgrundlagen von Staat und Markt in gleichen Staatsbürgerrechten hier und unterschiedlich verteilten Eigentumsrechten dort. Er vertraut darauf, dass seit dem 18. Jahrhundert freiheitliche Verfassungsordnungen die begrenzte Eigenständigkeit beider Sphären begründen und wähnt den Kern des Rechts auf Eigentum als Grundrecht gesichert und also „dem Zugriff der politisch-staatlichen Macht“ entzogen. Was Wunder, dass er zum Apologeten staatlicher Macht wird, wenn er einen „gesteigerten Bedarf nach staatlicher Intervention als Folge der Finanzialisierung des Kapitalismus in jüngster Zeit“ sieht, statt umgekehrt nach dem Ursprung der die Welt bedrohenden und ganze Länder verheerenden Papiergeld-Tsunamis zu fragen.

Mit der Frage, ob die Historie irgend mehr lehre, als dass es eben war wie es war, ist es eine missliche Sache, wenn man keine explizite „Theorie der Geschichte“ vorzuzeigen hat (oder vorzeigen mag?) wie die gescheiterten Phantasten Weltgeist-Hegel und Produktivkräfte-Marx:

Die Durchsicht historischer Beispiele ergibt, systematisch gesprochen, drei Gründe, die erklären, warum staatliche Interventionen für die Entstehung, das Überleben und den Ausbau des Kapitalismus unabdingbar waren und sind – und im Zeitverlauf eher wichtiger werden. *Zum einen* setzen Märkte [. . .] Rahmendbedingungen voraus, die nur mit politischen Mitteln bereitgestellt werden können [. . .] *Zweitens* ist eine wachsende Instabilität der kapitalistischen Prozesse zu beobachten [. . .] *Drittens* entwickelt der Kapitalismus [. . .] Wirkungen, die [. . .] seine gesellschaftliche Akzeptanz in Frage stellen können. [. . .] Managereinkünfte [. . .] sind [. . .] ein [. . .] besonders irritierender Teil einer komplexen Zunahme von Ungleichheit, die besonders in demokratischen politischen Kulturen als ungerecht wahrgenommen wird [. . .] [Betonung im Original] (p. 121)

Interessant, die Durchsicht ergibt also Gründe, nicht die intellektuell-theoretische Analyse aufgrund unvoreingenommener Anschauung und sauberer Begriffsbildung? – die ja hier in Form einer „Arbeitsdefinition“ des Kapitalismus vorbildlich und brauchbar angefangen ist, nur leider dann in der Analyse nicht angewandt wird: Wenn Kapitalismus auf individuellen Eigentumsrechten und dezentralen Entscheidungen beruht, was ist dann kapitalistisch am Finanzkapitalismus mit seiner systematischen Enteignung durch zentral erzwungenes ungedecktes Papiergeld? Wenn die Koordinierung der verschiedenen Akteure vor allem über Märkte stattfindet, was ist dann kapitalistisch am „Organisierten Kapitalismus“ im dritten Viertel des

20. Jahrhunderts mit seiner „Zusammenarbeit von organisierten Interessen und Staat“ etwa im Kernkraft- und Kohlebereich? Und wenn Ersparnis in der Gegenwart das Kapital für Vorteile in der Zukunft ist, was ist dann kapitalistisch an spitzenökonomisch-keynesianischen Pump-Konsumprogrammen in Permanenz?

Wenn man den Kapitalismus besiegen wolle, so ein kolportiertes Marx-Wort, müsse man zuerst seine Währung zerstören – das haben die Staaten bestens geschafft, und Professor Kocka weiss auch schon, dass nur eine Weltregierung uns noch retten kann:

Ein [. . .] Prozess der Zivilisierung des heutigen Kapitalismus wird dadurch erschwert, dass dem zunehmend grenzüberschreitend wirksamen, zunehmend globalen Kapitalismus keine ähnlich grenzüberschreitende, globale Staatlichkeit entspricht, die seiner weiterhin vehementen Dynamik wirklich Paroli bieten könnte: ein ungelöstes Problem. (p. 123)

Packen wir's an!

Peter J. Preusse, 29.6.14